

Citation style

Ottner-Diesenberger, Christine: review of: Christian Hesse / Rainer Christoph Schwinges (eds.), Professoren und Professorinnen gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, Basel: Schwabe, 2012, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, 123 (2015), 1, p. 238-241, DOI: 10.15463/rec.1189740169

MITTEILUNGEN
DES INSTITUTS FÜR
ÖSTERREICHISCHE
GESCHICHTSFORSCHUNG

copyright

This article may be downloaded and/or used within the private copying exemption. Any further use without permission of the rights owner shall be subject to legal licences (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

riere; 2: Wissensevaluierung und -erwerb; 3: Handlungs- und Kommunikationsräume von Gelehrten; 4: Wissenszirkulation und -dissemination; 5: Epistemologien wissenschaftlichen Arbeitens; 6: Der Experte zwischen Gelehrsamkeit und Politik) stets genug Luft für den individuellen Beitrag, sein Vokabular und seine spezifische Methodik. Was bei erster Lektüre wie ein potentieller Kritikpunkt erscheint – die mehrfache, dezentrale Diskussion bestimmter Begriffe und Bücher –, lässt sich positiv lesen: Dieses Buch ist, auch wenn es beizeiten so wirkt, keine kollektive Monographie oder gar ein Handbuch, sondern eine klug strukturierte und schlüssig vernetzte Sammlung von Einzelstudien mit einer bemerkenswerten methodologischen und inhaltlichen Spannung (S. 3).

Die Geschichte „der Gelehrtenrepublik“ scheint immer dann zu einem unplausiblen Erfolgsnarrativ zu verkommen, wenn Heterogenität nicht als inhärent notwendig aufgefasst und sorgfältig kontextualisiert, sondern als zu begründende Devianz beschrieben wird – oder gar unter den Teppich gekehrt. Hier ist noch viel zu tun, und weite Teile des Kontinents sind noch weitgehend unerforscht; der vorgestellte Band stellt jedenfalls nicht nur inhaltlich, sondern vor allem konzeptionell einen Meilenstein dar.

Wien

Thomas Wallnig

Professoren und Professorinnen gewinnen. Zur Geschichte des Berufungswesens an den Universitäten Mitteleuropas, hg. von Christian HESSE–Rainer Christoph SCHWINGES. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte 12.) Schwabe, Basel 2012. X, 552 S. ISBN 978-3-7965-2858-3.

Das Profil, die Nachhaltigkeit, die Zukunftsfähigkeit und die Visibilität der Universitäten sind nicht nur eng gekoppelt an die Finanzierung universitärer Ausbildung und wissenschaftlicher Forschung, sondern auch an die Bemühungen um die Gewinnung exzellenter Professor_innenköpfe. Mit der Frage nach dem universitären Berufungswesen berührt der Sammelband daher nicht nur ein historisch wenig untersuchtes, sondern gleichzeitig auch ein überaus aktuelles Thema. Er geht auf eine Tagung zurück, welche die Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte aus Anlass des 600. Geburtstages der Universität Leipzig im September 2009 organisierte. Zwischen der von Rainer Christoph Schwinges verfassten Einleitung und Martin Kintzingers Resümee finden sich hierin 18 Beiträge, die sich in drei epochenübergreifenden Teilen (1) den Fragen nach dem institutionellen Bedarf, (2) den wissenschaftlichen und sozialen Qualifikationen der berufenen Personen und schließlich (3) der allgemeinen Berufungskultur sowie öffentlichen und privaten Reaktionen auf bestimmte Berufungen widmen. Im letzten Teil wird auch versucht, mögliche „Berufungskulturen“ zu erschließen. Mit Blick auf die behandelten Zeiträume fällt auf, dass sich vier Autoren vorwiegend oder zumindest teilweise dem Zeitraum zwischen dem Mittelalter und dem 19. Jahrhundert widmen (Wolfgang E. Wagner, Willem Frijhoff, Matthias Asche, Cay Rüdiger Prüll). Drei weitere Beiträge befassen sich explizit mit aktuellen oder jüngst vergangenen Situationen an Beispielen wie Berufsrecht, Verhandlungspraxis oder universitärer Profilbildung (Christian von Coelln, Hubert Detmer, Alfred Gutschelhofer). Die übrigen Beiträge behandeln vor allem das 19. und 20. Jahrhundert. Dies ist durchaus verständlich, da in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekanntlich wesentliche institutionelle Strukturen für den modernen europäischen Forschungsbetrieb geschaffen und ein Ensemble von zunehmend normierten Ausbildungs- und Forschungspraktiken sowie nationalen und internationalen professionellen Netzwerken konstituiert wurde (siehe etwa Mitchell Ash, *Die Wissenschaften in der Geschichte der Moderne* [Antrittsvorlesung, Wien 2. April 1998], in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 10. Jg., Heft 1/1999) 105–129). Der damit einher gehende „Berufungswandel“ veränderte Fächer und Fakultäten und brachte gleichsam – wie Schwinges ein-

leitend ausführt – auch den „Professor neuen Stils“ hervor, der ein entsprechendes disziplinen- und leistungsbezogenes Qualifikationsprofil aufwies (S. 3).

Freilich aber, und dies führt der Band mehrfach vor Augen, sind die Ausgangsbedingungen früher zu suchen. Aller Anfang lag bekanntlich im Mittelalter (dies betont auch Martin Kintzinger in seiner Zusammenfassung, S. 521). Die Interessen mittelalterlicher Fürsten, Städte und Universitäten an gelehrtem Personal bringt demnach im ersten Teil zunächst Wolfgang E. Wagner auf den Punkt: Es war für Studierende Bedingung, sich einem Magister anzuschließen, um studieren zu können. Für alle drei Parteien waren die angeworbenen Gelehrten sowohl durch ihre studentische Anhängerschaft als auch durch ihre Erfahrung in der universitären Selbstverwaltung ein Gewinn. Den Kriterien für die Berufungspraxis an niederländischen Hochschulen (Universitäten und sog. „Illustre Schulen“) im Zeitraum zwischen dem 16. und frühen 19. Jahrhundert widmet sich Willem Frijhoff. Dabei stellt er eine zahlenmäßig über- große und dauerhafte Anwesenheit deutscher Professoren fest: Die Gründe hierfür lagen neben den qualitativen Aspekten auch im landeseigenen Kandidatenmangel, darüber hinaus in den freundschaftlichen Beziehungen zu den benachbarten deutschen Territorien und damit in der kulturellen Einheit des Rekrutierungsraumes, wobei die Rekrutierung freilich auch von konfessionellen Aspekten bestimmt wurde. Untrennbar verbunden mit der Berufungspolitik im deutschen Kaiserreich und der Modernisierung des deutschen Hochschulwesens ist der Name des Preußischen Beamten und „heimlichen Kultusministers“ Friedrich Althoff. Bernhard vom Brocke führt uns daher das gewinnbringende Zusammenwirken zwischen Ministerialbürokratie und Universität einmal mehr deutlich vor Augen, zeigt aber zugleich auch die Grenzen und Konflikte auf, die den Prozess der Hochschulreform permanent begleiteten. Christian von Coelln erörtert in einem gegenwartsbezogenen Beitrag den formalrechtlichen Rahmen für die Berufungsverfahren. Er behandelt die verfassungsrechtlichen Bedingungen in Deutschland, wie etwa das Grundrecht der Wissenschaft oder die Hochschulautonomie und die Rolle der Hochschule im eigentlichen Verfahren. Besonders interessant ist die aus juristischer Sicht erläuterte Einrichtung der sog. „Juniorprofessur“, die in ihrer ursprünglichen Konzeption die Funktion der Habilitation gänzlich ersetzen sollte. Außerdem thematisiert wird die vielfach als akademische Inzucht verunglimpft „Hausberufung“. Im Anschluss daran zeigt die ebenfalls gegenwartsbezogene Abhandlung von Hubert Detmer auf, welchen grundlegenden Veränderungen die Berufungs- und Bleibeverhandlungspraxis an (deutschen) Universitäten in den letzten beiden Jahrzehnten unterworfen war. So hat die Verschärfung des Konkurrenzgedankens zwischen den Universitäten vor allem zu einer Beschleunigung der Verhandlungen, aber auch zu einer Erosion normativer Rahmenbedingungen geführt. Mit der Frage nach den Berufsstrategien an den deutsch-schweizerischen Universitäten Basel, Zürich und Bern setzt sich Sebastian Brändli auseinander. „Strategien“ definiert er dabei als Ensemble von Konzeptions-, Gründungs- und Betriebshandlungen, die dazu führen sollten, die Hochschulen – Basel wurde um 1818 reformiert, Zürich und Bern waren Neugründungen der 1830er Jahre – mit entsprechendem Lehrpersonal zu versehen.

Den ersten Abschnitt des zweiten Teils eröffnet Matthias Asche mit einer eingehenden prosopographischen Untersuchung biographischer Profile von insgesamt 750 Professoren an den frühneuzeitlichen kleinen und mittelgroßen, überwiegend lutherischen Universitäten Rostock, Helmstedt, Rinteln, Kiel, Erlangen, Bützow, Marburg (reformiert) und Heidelberg (bikonfessionell). Das vielfach vom Berliner Erfolgsmodell des 19. Jahrhunderts dominierte Bild der darniederliegenden vormodernen (Landes-)Universitäten erfährt durch diesen Beitrag eine deutliche Korrektur. Das Universitätsgesetz von 2002 steht im Mittelpunkt von Alfred Gutschelhofers Überlegungen zu den Profilen der österreichischen Universitäten, denen damit im Rahmen der Leistungsvereinbarungen ein neues Maß an Eigenverantwortung zukam. Gutschelhofer konstatiert auch das leichte Auseinanderrücken von Forschung und Lehre sowie die zunehmend zentrale Rolle der Nachwuchsförderung und Weiterbildung.

Ein wiederum auf Personen bezogenes Profil nimmt Harald Lönnecker in den Blick: Er untersucht die Frage, inwiefern die Mitgliedschaft in studentischen Verbindungen und Vereinen für eine Berufung relevant sein konnte: Während im 18. und frühen 19. Jahrhundert Faktoren wie Herkunft, Familie und Konfession ausschlaggebend waren, nahm die Bedeutung der Korporationszugehörigkeit im 19. Jahrhundert zu und rundete das Bild der akademischen Persönlichkeit ab, bildete aber keinesfalls ein Alleinstellungsmerkmal. Die vielgestaltigen Berufungsverfahren an der technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert untersucht Wolfram C. Kändler: Er behandelt die Konfessionsfrage, die politische Einstellung und die Nähe der Kandidaten zum Militär als mögliche Berufungskriterien. Dennoch lassen sich letztlich aufgrund der divergierenden Interessenlagen und der großen Anzahl der Einfluss nehmenden Akteure keine allgemein verbindlichen Rückschlüsse ziehen. Sylvia Paletschek setzt sich dankenswerterweise mit dem Genderaspekt auseinander. Sie bietet unter anderem eine Längsschnittstudie zur Universität Freiburg, welche die Notwendigkeit von Hausberufungen als einzige Möglichkeit für weiblich besetzte Professuren verdeutlicht. Darüber hinaus arbeitet sie die Interaktion von Geschlecht und Leistungszuschreibung heraus und betont die Kategorie Geschlecht als hartnäckigsten Faktor sozialer Ungleichheit.

Der zweite Abschnitt des zweiten Teils nähert sich einzelnen Fachdisziplinen an und geht der Frage nach der „Schulenburg“ nach. Vor dem Hintergrund der dynamischen Expansion der deutschen Altertumswissenschaften im 19. Jahrhundert zeigt Stefan Rebenich am Beispiel zweier Schüler Theodor Mommsens die Möglichkeiten und Hemmnisse der Berufung in einem Bereich, der von der Person Mommsens klar dominiert wurde. Über das Netz seiner Schüler und Enkel Schüler setzte sich die „Mommsenschule“ bis etwa 1920 in einem reichsweiten kompetitiven Universitätssystem durch, freilich auch unter Ausklammerung neuer Methoden und Inhalte in der Alten Geschichte. Das 1909 gegründete Leipziger Institut für Kultur- und Universalgeschichte steht im Mittelpunkt des Beitrags von Matthias Middell. Angesichts der Besonderheiten des Faches kommt er zum Schluss, dass Schulenburg in der Moderne und reguläre Berufungsverfahren einander aufgrund der divergierenden Ansprüche – etwa Individualismus versus Fortdauer – eigentlich ausschließen. In einem Längsschnitt von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts erläutert Cay Rüdiger Prüll, wie es der fachlichen Expertise bei der Berufung von Professoren der Medizin erst sehr allmählich gelang, Einfluss zu nehmen. Prüll betont die Zeitlosigkeit der Berufungsproblematik auch in der Medizin und die Kontinuitäten und Grundkoordinaten von Berufungen als Gemeinschaftsveranstaltungen verschiedener Personenverbände.

Den dritten und letzten Teil leiten Elmar Schübl und Johannes Uray ein: Sie bieten einen Querschnitt mit generellen Tendenzen und Strategien in den Berufungsverfahren an deutschsprachigen Universitäten im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Mit Fokus auf konkreten österreichischen Einzelbeispielen erläutern sie die sukzessive Verschiebung des bestimmenden Einflusses von den administrativen Behörden zu den Fakultäten und deren Professorenkollegien, betonen aber zugleich die durchaus positiven Steuerungsmöglichkeiten der Unterrichtsbehörden. Die Universität Leipzig steht im Zentrum der beiden darauf folgenden Beiträge: Ulf Morgenstern präsentiert den datenbankgestützten Leipziger *Catalogus Professorum*, dessen Ziel in der Erfassung sämtlicher Leipziger Professoren des 19. und 20. Jahrhunderts besteht. Der Beitrag zeigt außerdem die vielfältigen Forschungsmöglichkeiten auf, die sich auf der Basis des Kataloges als sozialstatistisches Analyseinstrumentarium ergeben. Beatrix Dietel gelangt in ihrer anschließenden Untersuchung der Berufswege zum Ergebnis, dass die Leipziger Alma Mater einerseits als gefragte Karriereendstation für Professoren diente, die an kleinen oder mittleren preußischen Universitäten bereits Ordinarien gewesen waren; andererseits bot sie aber durch die Möglichkeit der Hausberufungen auch wesentliche Aufstiegsmöglichkeiten für den akademischen Nachwuchs. Im letzten Beitrag entwirft Barbara Stambolis ein Kollekt-

tivporträt von 44 Historikern des Jahrganges 1943, die in einzelnen lebensgeschichtlichen Interviews auf ihr Historikerleben zurückblickten und sich dabei mit den Bedeutungsvarianten der „Berufung“, also etwa ihren inneren Motivationen, Entscheidungen, Interessen und schließlich Pflichten als „Berufene“ auseinandersetzen.

Martin Kintzingers Zusammenfassung vermittelt erfreulicherweise auch einen Einblick in die Inhalte der nicht gedruckten Tagungsbeiträge und die offenkundig lebhaft diskutierte Diskussion. Zu bedauern ist dennoch, dass nicht alle Referate in schriftlicher Form in den Band Eingang gefunden haben (darauf verweist Schwinges eigens in seiner Einleitung). Das eine oder andere hätte eventuell den roten Faden noch etwas deutlicher hervortreten lassen. Auch die Anordnung der Beiträge ist mitunter nicht ganz nachvollziehbar. So hätten beispielsweise die Beiträge von Alfred Gutschelhofer und Hubert Detmer, die beide sehr ähnliche Aspekte behandeln, wie etwa die Dauer eines Berufungsverfahrens, nicht zuletzt deshalb aneinander gereiht werden sollen. Gleichwohl liefert die hier vorliegende Zusammenführung historischer, rechtshistorischer und juristischer Aspekte zweifellos gewinnbringende Impulse für die Weiterentwicklung innovativer Fragestellungen nach der Organisation und dem Verständnis der *longue durée* des universitären Berufungswesens.

Wien

Christine Ottner

Volker SELLIN, *Gewalt und Legitimität. Die europäische Monarchie im Zeitalter der Revolutionen*. Oldenbourg, München 2011. 304 S. ISBN 978-3-486-70705-2.

Volker Sellin, emeritierter Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg und in der Scientific Community neben seiner klassischen „Einführung in die Geschichtswissenschaft“ (2008) vor allem als Autor von „Die geraubte Revolution. Der Sturz Napoleons und die Restauration in Europa“ (2001) bekannt, hat mit der vorliegenden, 2011 erschienenen Monographie eine vergleichende Studie zur europäischen Monarchie „im Zeitalter der Revolutionen“ vorgelegt.

Das Verhältnis zwischen monarchischer Legitimitätspolitik einerseits und konstitutionellen Bewegungen andererseits ist in den letzten Jahren, wie der Autor in Bezug auf die für ihn relevante Referenzliteratur festhält, mehrfach aufgegriffen worden, so etwa von Martin Kirsch in seiner Arbeit über „Monarch und Parlament im 19. Jahrhundert“, wo eine ähnliche Fragestellung – ausgehend von Frankreich – ebenfalls im europäischen Vergleich untersucht wird. Dennoch ist dem Autor darin zuzustimmen, dass eine „staatenübergreifende vergleichende Untersuchung monarchischer Legitimierungspolitik“ für den europäischen Raum der späten Neuzeit bisher nicht geleistet wurde. Volker Sellin hat diese Forschungslücke durch seine anregende Monographie, die sich auf eine Fülle von (gedrucktem) Quellenmaterial, staatsrechtlichen Schriften und Sekundärliteratur stützt, überzeugend ausgefüllt.

Der vergleichenden Zielsetzung entsprechend ist die Arbeit nach neun thematischen Gesichtspunkten (Gewalt, Dynastie, Religion, Kriegserfolg, Aufklärung, Verfassung, Nation, Soziale Reform, Charisma) gegliedert, innerhalb derer Schlüsslepisoden bzw. Krisen innerhalb der europäischen Monarchien herangezogen werden, um beispielhaft Typologien von monarchischer Legitimierungspolitik herauszuarbeiten. Einen Löwenanteil nimmt dabei – angesichts des bisherigen Lebenswerks des Autors nicht verwunderlich – Frankreich ein, gefolgt von Deutschland und Russland. Doch reicht der Bogen an herangezogenen Fallbeispielen weit darüber hinaus: England, Spanien, Italien, gelegentlich auch Österreich werden ebenfalls, wo es die thematische Zielsetzung erfordert, mit einbezogen: So beispielsweise Österreich-Ungarn innerhalb des (fünften) Kapitels „Kriegserfolg“, in dem die Frage erörtert wird, ob militärische Niederlagen zwangsläufig auch den Verlust an Legitimität nach sich ziehen (und diese Annahme im konkreten Fall dahingehend relativiert wird, dass Karl I., wäre